

(Nachdruck verboten.)

26]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Nicht immer war Jurgis in solcher Stimmung, denn er hatte seine Familie lieb. Aber es kam für ihn wieder eine neue Zeit der Heimsuchungen. Der arme Kleine Antanas z. B. lächelte nicht mehr — sein Körper war übersät mit feurigen roten Pusteln. Alle Kinderkrankheiten hatte er im ersten halben Jahre gehabt: Scharlach, Mumps und Keuchhusten. Jetzt befielen ihn die Masern. Niemand, außer Kotrina, sorgte für ihn, sie waren zu arm, um einen Arzt zu holen — und Kinder starben ja nicht oft an den Masern. Zuweilen fand Kotrina Zeit, den Knaben in seinen Schmerzen zu trösten, — sonst lag er allein in seinem Bettchen. Er wurde gut eingepackt, denn es zog in der Küche, und eine Erkältung konnte ihn töten. Des Nachts wurde er festgebunden, damit er seine Decken nicht fortstieß, während die Familie den dumpfen Schlaf der Erschöpfung schlief. Er schrie stundenlang, fast in Krämpfen — wenn er nicht mehr schreien konnte, wimmerte er weiter. Das Fieber brannte in ihm und seine Augen schmerzten. Am Tage war er ein rotes Häufchen Elend, unheimlich und erbärmlich anzusehen.

In Wahrheit aber war es nicht ganz so schlimm, wie es klingt, denn so krank der Kleine sich auch fühlte, war er doch noch der Glückliche der Familie. Er trug sein Leiden, gerade als wenn er in all seinen Schmerzen zeigen sollte, welch ein Wunder von Kraft er war — das Kind der Jugend und des Glückes seiner Eltern. Er wuchs auf wie eine wilde Rose. Für gewöhnlich kroch er mit hungrigem Blick in der Küche umher, sein Teil von dem Familieneffen genügte ihm nie, und er bettelte immer um mehr. Er war erst ein Jahr alt, und schon konnte ihn niemand regieren als sein Vater.

Aber — er hatte seiner Mutter alle Kraft genommen und denen nichts gelassen, die nach ihm kommen sollten. Ona erwartete wieder ein Kind, und das war furchtbar. Selbst Jurgis konnte in seiner stummen Verzweiflung nicht fassen, daß das Schicksal noch mehr Angst für ihn in Bereitschaft hatte — ihn schauderte bei dem Gedanken, denn Onas Kraft war augenscheinlich gebrochen.

Ona hustete — sie hustete wie der alte Antanas. Sie hustete seit dem Morgen, da die gierige Straßenbahngesellschaft sie in den Regen hinausgestoßen hatte. Jetzt aber wurde es ernst mit ihr, der Husten ließ sie nachts nicht schlafen. Schlimmer aber noch als der Husten waren die furchtbare Nervosität und die Weinkrämpfe. Zuweilen kam sie stöhnend und zitternd heim, warf sich aufs Bett, schluchzte herzbrechend; mandmal war sie ganz außer sich und hysterisch und machte Jurgis vor Angst halb wahnsinnig.

Elzbieta suchte ihm begreiflich zu machen, daß dagegen nichts zu machen war, daß es eine Folge von Onas Zustand sei, aber das beruhigte ihn nicht, er quälte Ona mit Fragen, was ihr geschehen wäre. Sie war doch früher nicht so gewesen! Es mußte von dem Leben kommen, das sie führte, von der verfluchten Arbeit, welche sie umbrachte. Sie war ihr nicht gewachsen.

Keiner Frau sollte solche Arbeit zugemutet werden. Wenn Frauen sich nicht ohne solche Arbeit ernähren konnten, wäre es besser für sie, sich gleich umzubringen. Keine dürfte heiraten und Kinder bekommen — und auch kein Arbeiter sollte heiraten. Wenn er — Jurgis — gewußt hätte, wie Frauen wären, hätte er sich eher ein Auge ausgerissen, als es getan. — So wütete er weiter und wurde selbst hysterisch — was bei dem starken Manne unerträglich anzusehen war. Ona raffte sich auf und slog in seine Arme, flehte ihn an, still zu sein und versprach besser zu werden. Sie weinte an seiner Schulter, und er starrte sie so hilflos an, wie ein verwundetes Tier, das die Beute unsichtbarer Feinde geworden ist.

15.

Im Sommer nahm dieser angstvolle Zustand bei Ona seinen Anfang. Jedesmal versprach sie mit zitternder Stimme, daß es nicht wieder kommen sollte, aber sie vermochte ihr Versprechen nicht zu halten. Jede neue Krisis erregte Jurgis mehr, machte ihn für Elzbietas Tröstungen unzugänglich. Der Argwohn, daß da etwas vorging, was er nicht wissen

solte, war ihm furchtbar. Ein- oder zweimal sah er bei solchen Anfällen in Onas Augen einen Ausdruck, der dem Blick eines sterbenden Tieres glich. Worte der Angst und Verzweiflung kamen unter dem krampfhaften Weinen von ihren Lippen, Worte, die ihm furchtbar waren. Und doch würde er sich noch mehr geängstigt haben, wenn er selbst nicht so gebrochen und zerschlagen gewesen wäre. So tat er es nur, wenn er es gerade sah und hörte. Sein Leben war das eines stumpfsinnigen überbürdeten Tieres, das sich nur um den Augenblick kümmert.

Der Winter kam wieder heran und drohte grausamer denn je. Im Oktober begann die Feiertagshefte. Die Padmaschienen drehten sich bis spät in die Nacht, um Vorrat für die Weihnachtsfrühstücke zu schaffen, und Marija, Ona und Elzbieta arbeiteten, als Teile der Maschine, täglich 15 oder 16 Stunden. Sie hatten keine andere Wahl. Die Arbeit war da und mußte getan werden, wenn sie ihre Stellen behalten wollten. Sie vergrößerten ihre Einnahmen, und deshalb taumelten sie unter der Last weiter. Um 7 Uhr begannen sie die Arbeit, aßen ihr Mittagbrot und arbeiteten dann bis 10 oder 11 Uhr ohne Pause weiter. Jurgis hätte auf sie gewartet aber sie ließen es nicht zu. Die Düngerefabrik machte keine Ueberstunden, und er hätte nur in den Trinkhallen warten können. Die Frauen taumelten hinaus in die Dunkelheit und trafen sich an der Ecke. blieb eine von ihnen allein zurück, dann nahm sie wohl den Wagen und mußte sich zusammennehmen, damit sie darin nicht einschlief. Wenn sie heimkamen, waren sie zu müde, um essen oder sich auskleiden zu können. Oft krochen sie gleich mit den Stiefeln ins Bett und lagen da wie Klöße. Sielten sie nicht aus, waren sie verloren, hielten sie aus, so hatten sie Kohlen für den Winter.

Einen oder zwei Tage vor dem „Feste der Dankagung“ (für die große Prosperität im ganzen Lande) kam ein Schneesturm. Er fing nachmittags an, und abends lag der Schnee schon 2 Zoll hoch. Jurgis wollte auf die Frauen warten, ging in die Trinkhalle, trank zwei Gläser und stürzte heim, um dem Dämon zu entinnen. Er warf sich aufs Bett und schlief sofort ein. Er wand sich noch unter einem Myrtenbaum, als er erwachte und Elzbieta vor seinem Bett fand — sie schüttelte ihn und schrie ihn an. Zuerst verstand er sie nicht — Ona war nicht heimgekommen! Wieviel Uhr? Schon Zeit, aufzustehen? Ona war nicht heimgekommen! Und es war bitter kalt, und der Schnee lag fußhoch!

Jurgis sprang auf. Marija schluchzte, die Kinder jammerten, Stanislovas in seiner Angst vor dem Schnee am schlimmsten. Jurgis zog mir Rock und Stiefel an — in einer halben Minute war er schon aus dem Hause. Aber wohin sollte er gehen? Noch war es dunkel, und die Schneeflocken wirbelten. Es war um ihn so still, daß er glaubte, die Flocken fallen zu hören. In wenigen Minuten war er vollgeschneit. Er rannte zu den Höfen und fragte unterwegs in allen offenen Trinkhallen. Ona konnte auf dem Wege niedergebroschen sein, oder ihr war vielleicht bei den Maschinen ein Unfall zugefallen. Als er den Platz erreichte, wo sie arbeitete, fragte er einen Wächter. Nein, soviel der Mann wußte, war kein Unfall vorgekommen. Im Kassenbureau, welches er schon offen fand, erfuhr er, daß Onas Anweisung ausgegeben war, Ona also die Fabrik verlassen hatte. Danach konnte er nichts weiter tun als warten. Er rannte im Schnee umher, um nicht zu frieren. Die Höfe waren schon in Tätigkeit. Die Kinder wurden verladen und die Fleischschlepper trugen 200 Pfund schwere Stücke nach den Gefrierräumen. Vor dem ersten Schein des Tageslichtes kamen die Arbeiter in Scharen; sie schauerten vor Kälte und schlangen ihre Mittagsbüchsen. Jurgis stellte sich an das Fenster des Stationsbureaus, von wo er am besten alles überschauen konnte. Der Schnee fiel so dicht, daß er sich beim Ausschauen anstrengen mußte, um sicher zu sein, daß er Ona auch nicht überjah.

Es wurde 7 Uhr, die Stunde, da die große Padmaschine anfangen sich zu drehen. Jurgis hätte zu seiner Arbeit gemußt, aber er ging nicht, er wartete voll Angst und Schreden auf sein Weib. Fünfzehn Minuten nach der Zeit sah er eine Gestalt im Schneenebel auftauchen — er sprang mit einem Schrei auf sie zu. Es war Ona! Als sie ihn sah, taumelte sie vorwärts und fiel in seine Arme.

„Wo bist Du gewesen?“ schrie er außer sich. Mehrere Sekunden vergingen, ehe sie fähig war zu antworten.

„Ich konnte nicht heimkommen,“ stammelte sie, „der Schnee — die Bahn fuhr nicht.“

„Aber wo warst Du?“

„Ich ging mit einer Freundin,“ keuchte sie — „mit Zadvuga.“

Zurgis atmete tief; dann aber bemerkte er, daß sie schluchzte und weinte, er fürchtete, einer der nervösen Anfälle würde kommen.

„Aber warum?“ schrie er. „Was war geschehen?“

„O Zurgis, ich fürchtete mich so,“ stammelte sie, sich zitternd an ihn klammernd. „Ich war so müde.“

Sie standen neben dem Fenster des Büreaus, und die Büreaugehülfen starteten sie an. Zurgis führte Oda fort.

„Wie meinst Du das?“ fragte er betroffen.

„Ich fürchtete mich so!“ schluchzte Oda. „Ich wußte, Du würdest Dich wundern, und ich versuchte auch, heimzugehen, aber ich konnte nicht, o Zurgis, Zurgis, ich konnte nicht!“

Er war so glücklich, sie wieder zu haben, daß er nichts weiter denken konnte. Es erschien ihm nicht seltsam, daß sie so außer sich war. Ihre angstvollen zusammenhanglosen Reden berührten ihn nicht weiter, seit er sie wieder hatte. Er ließ sie weinen; als es aber 8 Uhr schlug und eine weitere Stunde verloren ging, wenn sie zögerten, mußte er sie verlassen trotz ihres geisterhaft bleichen Gesichtes mit den schredenerstarrten Augen.

Und dann — — —

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bauwerke in Berlin.

Von Ernst Schur.

Es scheint schwer, ein Theater zu bauen. Im letzten Jahr sind mehrere neue Theater in Berlin entstanden. Aber als Bauwerke kommen sie nicht in Betracht. Die „Romische Oper“ ist ein Monstrum. Eine deutliche Illustration zu den ungesunden Bodenverhältnissen. Um die kleine Bodenfläche gehörig auszunutzen, mußte unberhältnismäßig in die Höhe gebaut werden, so daß man von dem oberen Rang in einem so späten Winkel zur Bühne herabsieht, daß man den Besuch nur für Schwindschmerz und Hochtouristen empfehlen kann. Aus demselben Grund reicht der erste Rang über die Hälfte des Parquets hinüber. Die ganzen, sonst üblichen Raumverhältnisse sind verschoben. Auch sonst hat der Architekt Wiberfeld sich eine Architektur, eine Art verquollenen Barock, geleistet, die jeden Geschmack vermissen läßt. Da er, Artur Wiberfeld, zu den jungen Kräften gehört, die die neue Entwicklung der Baukunst miterlebten, kann ihm diese Entgleisung kaum verziehen werden.

Dabei ist gerade das Problem des modernen Theaters architektonisch sehr reizvoll und voller neuer Möglichkeiten — und es ist merkwürdig, daß es den Architekten nicht gelingt, eine neue Form zu prägen. Sie verfallen immer wieder in Schwulst und Probererei. Vorderhand wird wohl das von Niemerjähmed in München gebaute „Schauspielhaus“, das so intim und fein ist, die einzige Neuschöpfung auf diesem Gebiet bleiben.

Auch das „Neue Schauspielhaus“ gibt nichts Neues, Bleibendes. Es ist von der Firma Bodwau u. Anauer gebaut. Die kurze Zeit von neun Monaten, in der es fertig gestellt wurde, mag die Erklärung dafür bieten, daß die guten Ansätze, die sich zeigen, nicht zur Entwicklung gekommen sind. Diese zeigen sich vornehmlich in dem Seitenteil, der Nebentage, dem Restaurant. Hier merkt man das Streben und das Gelingen dieses Strebens, Raumverhältnisse ruhig zu gestalten. Die Fenster sind in einem Mittelteil zusammengelegt. Die Fassade tritt in schönen Flächen heraus. Oben kürzt ein Giebelstirn die hohe Front ab. Dann aber, im Vorderteil, wird mit Balken und Drommieten gewirrschaftet. Alles Gute wird zerstört, zugunsten einer nur momentanen Scheinwirkung. Da erscheinen von Gestalten wimmelnde Friese über dem Eingang, da wird das Mittelportal bis zum Dach herauf in riesigen Fenster-Rundbögen verlängert, da werden Luftstrahlen seitlich angeleitet und ober werden mit wilden Tieren bespannte Siegeswagen in Bronze aufgestellt. Und schließlich, da auch dieses Tumultuoso nicht hinlangt, werden noch seitlich zwei Türme aufgesetzt, die Säule auf Säule stehend berberisch gestülpt sind. Man bedauert diese Zerstörungswut, bedauert sie um so mehr, als der Entwurf trotz allem von Ergebung zeugt, der nur die Ruhe und Reife gemangelt zu haben scheint. Man merkt, die Architekten sind durch die moderne Schule hindurch gegangen, sie haben das Wollen, auch den Wagemut, aber das Können fehlt.

So kommt für die Architektur als Kunst beide Male nicht viel heraus. Das ist schade, da wir eine ganze Anzahl von Kräften jetzt haben, die berufen wären, Neues zu schaffen. Aber es scheint, bei dieser augenblicklich grassierenden Gründungs-wut wird auf dauerhafte Schönheit gar nicht Wert gelegt. So machen die

Theater selbst den Eindruck, als seien sie nur für eine flüchtige Dauer hingeseht.

Besser als die Kunst, das Theater, kommen in der neuen Architektur die Verkehrsanlagen weg. Ein Beispiel dafür sind die beiden neuen Stationen der Untergrundbahn, die Grenander baute. Speziell die Station am Wilhelmplatz hat in ihrer leichten, geschmackvollen Ausgestaltung etwas Eigenes. Grenander ist nicht für das Monumentale, das liegt ihm nicht. Seine Formen sind grazios, gefällig. Aber in dem Eleganten seiner Formen liegt viel Geschmack. Er hat es verstanden, dem Untergrundbahnhof das Düsere zu nehmen und in dieser Hinsicht bedeuten diese neuesten Anlagen einen Fortschritt gegen die ersten Stationen, die sehr dunkel und unfreundlich sind. Besonders muß man auf die Gestaltung des Eisens achten. Wie die Eisenpfiler oben leicht ausladen, wie das Eisen geschmackvoll und doch sinngemäß behandelt ist, das deutet auf viel Umsicht und Sinn für das Organische des Stoffes hin. Fein verwendet Grenander die Kacheln zur Wandbekleidung, die ebenso praktisch wie schön ist. Die schöne hellblaue, ins Grüne spielende Färbung der Kacheln wirkt sehr angenehm. Und auch die Türen, die Schalteranlage, das Gitterwerk am Ausgang zeigen ebenso geschmackvolle wie einfache Formen.

Im Zuge der Oranienstraße ist eine neue Brücke gebaut worden, die über einen Seitenarm des Kanals führt: die Oranienbrücke. Ersichtlich ist dabei Wert auf die architektonische Ausgestaltung gelegt worden. Die Brücke ist verhältnismäßig klein. Sie schließt an einen Platz an, dessen weite Ausdehnung vor der Brücke einen freien Raum schafft; nach allen Richtungen gehen von hier aus Straßen sternförmig ab. Es galt also ein Gegengewicht zu schaffen. Dem Architekten ist das gelungen. Er hat die verhältnismäßig kleine Brücke sehr gedrungen und wichtig gestaltet, so daß sie passend an den Platz sich angliedert. Wäre sie zierlicher, so würde ein Mißverhältnis entstehen. Zu loben ist, daß jedweder Schmutz verschmäht ist. Die Schönheit liegt in den Verhältnissen. Um diese wahrzunehmen, trete man sichtlich an das Ufer und sehe die Brücke von der Wasserseite an. Die leichte Rundung, mit der das Ufer übergeht zur Brücke, der sehr schön die ovale Oeffnung über dem Wasserspiegel (die Durchfahrt) entspricht; dann vor allem das äußerst kräftige Geländer, fest und massiv in der Form, das vieredig gerundete Oeffnungen zeigt. Die Niedrigkeit des breiten Steingeländers läßt die gedrungenen Festigkeit um so imponierender hervortreten. An allen vier Ecken sind in erhöhter Stellung mächtige elektrische Laternen angebracht, die die architektonischen Linien des Ganzen sammeln und betonen und nach allen Richtungen passend in die Strahlenzüge überleiten. Nur eins ist zu tadeln, das sind die unter den Beleuchtungskörpern angebrachten kolossalen Köpfe. Sie stören nur. Als Architekt zeichnet das städtische Tiefbauamt.

Eine bemerkenswerte architektonische Schöpfung brachte der Teltow-Kanal in der Machnow'er Schleusenanlage, die von Havestadt und Sievers herrührt. Sie paßt sich vorzüglich in die märkische Landschaft ein, ist schlicht, ja intim und hat doch etwas Monumentales.

In der Farbe (Fassade grau, Dächer rot, Fensterumrahmung weiß) klingt sie an die einfachen Landhäuser an. In den Flächen und Formen ist sie groß und einfach, etwa wie die märkische Landschaft auch einfach und doch groß ist.

Was besonders auffällt, das ist die Vereinigung des Monumentalen und des Intimen. Das Monumentale kommt hauptsächlich in der Führung des Daches zum Ausdruck, das so breit den Eckflügel beherrscht, das so fest über den turmartigen Winkelseinbau weitergeführt ist, das schließlich so kräftig auf die Schleusentore aufgestülpt ist. Dann kann man es wahrnehmen an den Fronten, deren glatte Flächen nur wenig unterbrochen sind von Fenstern. Diese Fenster liegen in gleicher Höhe mit der Fassade, treten nicht zurück, so daß das Flächenhafte, Große in der Frontwirkung vorherrscht. Auch die schmalen Türen sind nur wenig in die Mauer hineinverlegt. Am kräftigsten konzentriert sich der monumentale Eindruck in den beiden hintereinander liegenden Schleusentoren, bei denen aus der einfachen Notwendigkeit ohne Verwedung von Schmuckformen ein eigenartiger Stil gewonnen ist. Diese mächtigen, auf grauem Sockel mächtig emporsiehenden vieredigen Pfeiler, die ganz oben die Dachkronung tragen, zwischen deren breiten Oeffnungen die mächtigen Eisenplatten auf Schienen laufen, um die Wasserhöhe pünktlich und schnell zu regulieren, haben eine sachliche, ernste Monumentalität, die rein aus dem Zweck und dem Material gewonnen ist.

Das Intime kommt in Neben-sächlichem zum Ausdruck, das aber gerade dadurch zum Eindruck des Ganzen mitwirkt. Zum Beispiel die kleinen, vieredigen Lutten oben direkt unter dem Dach der Schleusentore, die Galerie, die unter der Dachkronung herumläuft, die weißen Fensterumrahmungen, die schmalen Türen, die in Spiralenform Eisenschmuck auf grünbraunem Holz zeigen, dann die grünen Fensterläden mit geschmackvoller Bemalung. Eine intime Schöpfung ist das Wärterhäuschen auf dem Landungssteg mit den kleinen Fenstern, Türen, dem breiten Dach und den Blumenbrettern. So ist überall Bedacht genommen auf den Zweck, und man sieht die künstlerisch gestaltete Hand überall, bis herab zu den entsprechend der sonstigen Farbgebung weiß und rot bemalten Landungspfeilern. Der in schwarzem Bohlenwerk gefügte

dunkle Schuppenbau, zu dessen düsterer Front die weißen Fenster wirkungsvoll kontrastieren, gehört auch noch mit zu der Anlage.

So kraftvoll der Architekt alle Formen betont hat, so besteht doch zwischen der Landschaft und dem Bauwerk ein Zusammenhang. Rings sehen wir weite Ebene, Kiefernwaldung, weiterhin ein Dorf; der Kanal erweitert sich nicht weit von diesem Schleusenwerk jecartig. Ueberall große Flächen in der Landschaft, unterbrochen von intimen Schönheiten. Darum stört die Schleusenanlage nicht, sondern sie gibt einen Sammelpunkt, der sich dem Bestehenden einfügt.

Die Schönheit dieser Anlage ist rein aus der Notwendigkeit gewonnen. Kein alter Stil, keine Nachahmung, kein überflüssiger Schmuck. Das ist das Gefunde an dieser Schöpfung. Sie gibt Neues, das doch zugleich sicher gewonnen hat, da es überall mit dem Zweck sowohl wie mit der Umgebung sichtbar verbunden ist und so schon jetzt organisch gewachsen aussieht, nicht willkürlich hingeseht. —

Kleines feuilleton.

Der Gorilla. Er hatte sich nicht geirrt, unter der großen Lanne stand eine Bant, eine sehr hübsche Bant sogar; aus Baumzweigen und Brettern zusammengeknagelt, sie sah ordentlich romantisch aus. „Ach, ist das reizend!“ — Sie ließ seinen Arm fahren und lief auf die Bant zu: „Hier stehen wir die ersten zwei Stunden nicht wieder auf!“

Und da sah sie auch schon und wehte sich mit dem Erlaustrauch Kühlung zu. Er nahm an ihrer Seite Platz und stützte den Arm auf die Lehne. So saßen sie schweigend nebeneinander und sahen hinaus ins Land.

Es war ein schöner Blick von hier oben. Ueber weite Wälder ging er fort; wie ein einziges grünes Meer dehnten sie sich über Tal und Hügel. Dazwischen zog die Spree sich hin, ein blaues Band, über das die weißen Segel wie Riesenschwäne zogen. Sie sah den Segeln nach. Verträumt und müde blinzelte sie unter dem breitrandigen Strohhut hervor, dann glitt es auf einmal wie ein Lächeln über ihr Gesicht, sie lüchelte vor sich hin.

Er sah sie etwas befremdet an: „Nun? — Was denn?“ Aber sie schüttelte den Kopf und lachte noch lauter; dann machte sie wieder ein ernsthaftes Gesicht: „Ach, es ist ja nichts, nur eine Erinnerung. Sie kommt mir aber jedesmal, wenn ich ein Segelboot sehe. Um ein Segelboot, weißt Du, hab' ich nämlich in der Schule mal nachbleiben müssen. Das einzige Mal.“

„Das einzige Mal? na, na!“ — Sie gab ihm einen Klaps. — „Und gerade das einzige Mal!“ — Sie gab ihm einen Klaps. — „Nein, für was hältst Du mich denn? Ich habe in Religion immer „Recht gut“ gehabt, und im Deutschen sogar „Ziemlich befriedigend“. Na ja also. —“ Er lächelte.

Sie zupfte an ihrem Heidekraut: „Aber das mit dem Segelboot, das war wirklich 'ne drolle Sache. Es war nämlich in der Physikstunde, und er hatte uns die ganze Stunde was drüber vorzählt: wie ein Segelboot gehen muß, und wie das Segel steht bei Oberwind und wie bei Seitenwind der Druck ist. Der Wind kommt dann, glaub' ich, in 'ner Diagonale oder so, begriffen hab' ich es immer noch nicht. Und dann hatte er auch was dazu gemalt an der Tafel, und wir sollten es zur nächsten Stunde nachzeichnen mit 'ner Erklärung dazu. Aber Nieke Berghaus hatte ein Bild von ihrer heimlichen Liebe da und ließ es unter dem Tisch herum gehen, und natürlich sahen wir alle auf die heimliche Liebe, das war ein Primaner, aber auf die Tafel sahen wir nicht, und in der nächsten Stunde war alles falsch und die halbe Klasse — mußte nachbleiben. Der Gorilla war wütend.“

„Der Gorilla?“ Er drehte sich um. Sie lachte von neuem, laut und herzlich: „Ja, der Gorilla. So nannten wir ihn nämlich — unsern Physiklehrer. Er war aber auch zu häßlich, nein, Du kommtest Dir das gar nicht denken, schauderhaft häßlich war er!“

„Da kommt ein Schlepddampfer!“ Er zeigte nach dem Wasser hinunter, er hatte offenbar wenig Lust, auf ihre Schulerinnerungen einzugehen. Sie kam aber nicht los davon, der Gorilla nahm ihr ganzes Denken gefangen. Sie erzählte: „Ja, er war wirklich scheußlich häßlich. Draum wie Leder, er war mal mit in der Wüste gewesen, mit so 'ner Expedition, glaub' ich, bis runter nach Rubien. Da hatte er dann auch noch die Boden bekommen. Gorilla hatte ihn übrigens Nieke Berghaus gekauft!“

„Nette Jöre!“ — „Bitte sehr, sie war 'ne Fabrikbestyrstöchter und sogar eine „von“, und weißt Du, der Gorilla kam auch immer so armelig, und seine Weste war ganz blank und der Rock so alt und unmodern, und dann haben die Mädchen mal gewettet, ob er ihn schon aus Rubien mitgebracht oder auf 'm Trudel gekauft hätte. Da sollte man nun nicht drüber lachen.“

„Ja, allerdings.“ Er sagte es halb wie Zustimmung, halb wie Spott.

Sie sah ihn einen Moment zweifelnd an. Es schien, als wollte sie böse werden, aber dann lachte sie wieder: „Ja, es sah wirklich schrecklich aus, und uns imponierte er ganz und gar nicht. Er war auch schon so dicht an die Sechzig oder noch älter, und eigentlich war er gar kein Lehrer. Eigentlich war er so'n alter verdrehter Professor und bloß noch Lehrer geworden, weil er sein Geld alles

verloren hatte, in Rubien, glaub' ich. — Sie erzählten damals so viel, — und dann hatte er in Berlin 'n Institut gegründet, irgend was Wissenschaftliches, was furchtbar interessant war, aber verkracht ist es auch, und so wurde er Physiklehrer an der höheren Töchterchule.“

„Armer Kerl!“ Er sagte es mit aufrichtigem Bedauern. „Ja eigentlich“ — sie nickte etwas gedankenvoll — „und er gab sich auch wirklich Mühe mit uns, und es war nett, wenn er von Rubien erzählte — Geographie gab er nämlich auch, Geographie und Physik und Naturgeschichte. Aber dann nahm er immer alles so schrecklich ernst, und Nieke Berghaus sagte: er finge an zu „schwärmen“, und dann mußten wir lachen, und er wurde wütend. Das war komisch, nein zu komisch war das! Wir haben manchmal bloß gelacht, um ihn wütend zu machen. Haben wir dem überhaupt Streiche gespielt! o Gott, o Gott!“ Sie hielt sich die Seiten vor Lachen.

Er sagte nichts dazu, er sah in das Land hinaus, allein sie beachtete sein Schweigen nicht, sie fuhr fort, in alten Erinnerungen zu schwelgen: „Ja wir haben ihm Streiche gespielt, einmal haben wir den ganzen Ofen mit Kreide beschmiert. Er stand nämlich immer am Ofen, die Mädchen sagten: Das war wahrscheinlich seine einzige Gelegenheit, sich zu wärmen, — und wie er nun wieder am Ofen stand, wurde sein alter Rubierock ganz weiß, lauter Kreidekreuze waren auf dem Rücken. Und 'n anderes Mal vertauschten wir ihm den Regenschirm. — Er war nämlich so kurzichtig, — und wie er ihn draußen aufmachen wollte, hatte er 'ne ganze alte durchlöcherie Nusspige in der Hand, und wir standen hinter den Fenstern und sahen zu und lachten. Reim willst Du schon gehen?“

Er war aufgestanden, er sah finster und verstimmt aus, sie warf ihm einen schmolleenden Blick zu: „Ach ich habe Dich wohl gelangeweilt? Ja das fiel mir alles so ein, als ich die Segel sah, ich muß dann immer an Doktor Drehtlich denken.“

„Drehtlich?“ Er drehte sich herum — „Drehtlich?“ „Ja, so hieß er.“ — Sie nickte und wieder fing sie an zu lachen: „Das war nämlich auch noch eine Geschichte, als wir mal Zoologiestunde hatten, riefen wir alle, als er in die Klasse kam: Gräßlich, gräßlich, ist ja gräßlich! und dann sagten wir, wir hätten Gorilla gemeint. Ist das nicht zum Schreien?“

Er antwortete nicht, er sah vor sich hin: „Drehtlich? Drehtlich?“ — er nickte, als gäbe er sich Antwort auf eine Frage, die ihn heimlich beschäftigt hatte: „Ach ja, — ich erinnere mich, — er war auch eine Zeitlang Lehrer. — Also das war bei Euch?“

„Ach, Du hast ihn gefannt?“ Sie sah ihn ganz verwundert an. „Ja — so flüchtig — er schlug mit dem Stock in die Büsche — wir wohnten im selben Hause, — vor zwei Jahren.“

„Nein, hast Du den Gorilla gefannt!“ — sie schlug die Hände zusammen — „Aber ich erinnere mich — er ging dann ab. Er war ganz unmöglich geworden. Die ganze Schule hänselte ihn und sehen konnte er fast auch nichts mehr. Was ist denn aus ihm geworden?“

„Er ist tot,“ sagte er.

„Ach was? Wann starb er denn?“ — „Vor zwei Jahren — eben als wir zusammenwohnten.“ — Er sprach, ohne sie anzusehen — in abgebrochenen Sätzen — „Du mußt es doch auch gelesen haben, es stand viel in den Zeitungen damals — über seine Fahrt nach Rubien und das mikroskopische Institut. — Sie haben ihn tot in seiner Stube gefunden, — erst nach acht Tagen. — Hast Du es denn wirklich nicht gelesen? Er war doch gewissermaßen ein bedeutender Mann.“

„Ach wirklich?“ Sie schüttelte den Kopf. — „Nein ich habe nichts gelesen. — Gott, man kann doch nicht alles lesen. — Woran ist er eigentlich gestorben?“ Sie blickte neugierig zu ihm empor. Aber er antwortete nicht. — Er sah einer Weise nach, die zwischen durch die Fingern strich, und erst nach einer ganzen Weile sagte er kurz und hart: „Er ist — verhungert.“

Dorothea Goebeler.

Theater.

Freie Volkshöhne im Berliner Theater. Die Vorstellung vom letzten Sonntag verdient ihrer künstlerischen Qualitäten wegen besonders hervorgehoben zu werden. Zunächst kam „Ora et Labora“ von Hermann Heijermans an die Reihe. Diese erschütternde Tragödie friesländischer Armut ist allerdings kein Bild zum Anschauen für wohlhabende Familien. Allen aber, die das Miserere der Sorge kennen, greift das Schicksal jener weltabgeschieden in schwerster Arbeit dahinlebenden Torfschiffer und Heidebauern ins Herz. Am Eltern und Geschwister vom Glend zu erretten, dem sie wer weiß wie bald doch verfallen müssen, verkaufen sich die Söhne für ein paar hundert Gulden an das noch traurigere Los eines Kolonialsoldaten. Im Heimatlande ähzen die Menschen unter dem blickischen Fluch: „Im Schweisse des Angesichts“ ihr Hungerbrot zu essen, bis sie wie Tiere niederfallen — bis sie wieder zu Stand werden. Ihr einziger Halt und Trost ist der Glaube. Schlimmer wie ein Lastpferd zu raderen zwingt sie des nackten Lebens Notwendigkeit. Eifrig zu beten zwingt sie — der Pastor. Wohl war der Glaube an die Macht des Gebetes stark in ihnen, stärker als die furchtbarste Not. Aber schon beginnt es in ihren Hirnen zu dämmern, schon regt sich der Zweifel. Und einst, wenn sie stark geworden sind im Geiste, werden sie das Sklavenjoch der Pfaffenreligion vom Nacken ab-

schütteln wie junge wilde Stiere — und dann werden sie freie Menschen sein. Das ist die Übersticht an den Sieg des Sozialismus, die wir auch aus diesem friesischen Glendebilde zu schöpfen vermögen. Das Bild ist bekanntlich vor einigen Jahren am Deutschen Theater mehreremal zur Aufführung gekommen. Ich habe es in jener Darstellung nicht gesehen, vermag also auch keinerlei Vergleiche zu machen. Aber eins darf gesagt werden: Die Regiekunst Adolf Steinerts hat für die Freie Volksbühne eine Aufführung zustande gebracht, die fast in jedem kleinsten Zuge den Stempel einwandlos freier künstlerischer Vollendung trug und sich sehr wohl sehen lassen darf. Sämtliche Darsteller, allen voran Claudius Mertens und Elise Schlösser, Elise Pant-Steinert und Magnus Stift, Lili v. Helling, Emil Heyse, Lilli Wallendorf, in Abständen Toni Meylaff und Ernst Venzinger, endlich Ernst de Bruhn und Elja Trost bemühten sich bis ins kleinste hinein um eine der Bodenständigkeit ihrer Charaktere und Typen ziemlich nahegerückte Gestaltung. Und gerade das einheitliche, an die Herbigkeit und naturalistische Derbheit dieses Menschenstümmes selbstlos hingeebene Zusammenspiel, das nicht mit billigen Sentiments rechnete, erhöhte die reine starke Wirkung des Dramas. — In dem Maße, wie Heijermans Tragödie erschütterte, wurde man von Gustav Wieds einaktiger Komödie „Eine Abrechnung“ in die Sphäre lachenden Humors erhoben. Es ist, zur Abwechslung, ein Männerstück, in welchem das weibliche Element gleichsam hinter dünnen Wänden die Rolle völliger Passivität spielt. Im Mittelpunkt der einfachen, etwas zu breit ausgepönten Handlung stehen zwei altgewordene Freunde, die sich für den Rest ihres Lebens in ein Altmännerstift zurückgezogen haben. Helms, der eine, begeht heute seinen 80. Geburtstag. Er ist, was man so einen recht unangenehmen Kräftehuber nennt. Davon kann sein Freund Krakau, der mit ihm das gleiche nur durch eine „Neutrale“ symbolisch getrennte Zimmer teilt, ein Lied singen. Kurz und gut: die beiden haben oft Streit miteinander. Im Wichtigkeiten, worin es ja so alte Knaben den Kindern gleich zu tun pflegen. Aber es steckt zwischen ihnen doch noch etwas anderes: ein ernster Konflikt, von dem Helms wenigstens bisher keine Ahnung hatte, der nun heute zum Austrag kommt. Helms war verheiratet gewesen. Der Ehe war nach zehnjähriger Kinderlosigkeit eine Tochter erwachsen. Deren Gatte ist gerade zum „Geheimrat“ ernannt worden. Darüber ist Helms natürlich sehr stolz. Der Enkel, ein Student, wird ihm heute sicher zum Geburtstag gratulieren, und Pate dieses Jungen ist — Krakau. Daran wäre ja sonst weiter nichts. Es spielt aber ein Besonderes dabei mit; und da der kräftige Helms ausnehmend niederträchtig und ausnehmend boshaft an Krakau herumstichelt, weil der Junggeselle geliebt, mithin nach Helms Ansicht über Ehe und Vaterfreunden nicht mitreden kann, so plagt die Bombe. Krakau überführt den Freund recht drastisch: Vater der vermeintlichen Tochter Helms ist Krakau. Er war einst, was Helms nicht wußte, der Kröster von dessen Frau. Helms wird ob dieser Eröffnung geheimster Familienpapiere ordentlich konsterniert. Wenn ja auch die bereits verstorbene Frau des nunmehrigen Geheimrats nicht seine Tochter war — was geht ihn dann noch der „Schwiegersohn“ und dessen Sprosse an! Schließlich aber machen die beiden Freunde doch noch Frieden miteinander. Die anderen Stifter vom selben Flur kommen gratulieren; man trinkt ein Gläschen Wein zusammen. Auch der südentische Enkel erscheint mit einigen Kommilitonen zum gleichen Zwecke, um rasch wieder davon zu ziehen und in einer Stammkneipe auf das Wohl des Großpapas einen Schoppen zu trinken. Als nun alle weg sind, auch die altersgrauen Spitalgenossen, da einigen sich Helms und Krakau über den Besitz des Geheimrats und des Jungen brüderlich zu gleichen Teilen. Es lebt ein eigener Humor aus Altväterzeiten in dieser Komödie. Man unterhält sich sehr gut dabei und kommt als Lacher auf seine Rechnung. Dies natürlich umso mehr, wenn die beiden Hauptrollen so vorzüglich gegeben werden, wie es bei Magnus Stift (Krakau) und Emil Heyse der Fall war. Sein Helms, das möchte ich nicht verschweigen, erinnert zwar in mancherlei kleinen Zinessen an den alten Baron in Fourniers „Partie Piquet“, aber es war doch eine köstliche Figur. Das amüsante Stückchen wurde sehr beifällig aufgenommen. o. k.

Geographisches.

k. Die Entstehung einer neuen Insel. Ein ganz einzigartiges Schauspiel bot sich vor einiger Zeit der Mannschaft des amerikanischen Regierungsschiffes „Albatros“, das bei der Inselgruppe der Aleuten, westlich von Alaska, kreuzte. Vor ihren Augen bildete sich eine Insel auf dem Meere. Ein genauer Beobachter des Vorganges, Leutnant Hepburn, erzählt, daß er kurz nach Sonnenaufgang an Deck gewesen sei, als plötzlich eine ungeheure Aufwühlung des Wassers seine Aufmerksamkeit erregt habe. Die Oberfläche des sonst stillen Ozeans schwall um einen bestimmten Fleck herum zu einer turmhähnlichen Höhe an. Die Wellenberge sanken und ein furchtbares Getöse wurde laut, dann erfüllten große Wolken von Rauch und Dampf die Luft. Ein ungeheurer Ausbruch lodhender Massen wurde sichtbar. Dann stand eine mächtige Wolke von Rauch, Feuer, Steinen auf dem Wasser, das Licht der Sonne verdüsternd. Es war ein unbeschreiblich furchtbarer Anblick, diese qualmende, zischende Masse, durch deren ungewisse Formen die grelle Flamme eines lodhenden Feuers hindurchbrach und aus der gewaltige Steinblöcke herausgeschleudert

wurden, mit einem Getöse, lauter als das Donnern unzähliger Kanonen. Sie war etwa drei englische Meilen breit, änderte fortwährend die Farbe. Eine starke Hitze ging von ihr aus.

Die geschmolzenen Massen, die in die Höhe geschleudert wurden, fielen in abgekühltem Zustande mit leisem Plätschen wieder in das Wasser zurück; ein Aschenregen fiel meilenweit auf das Meer nieder. Es war augenscheinlich ein unterhalb des Meeres gelegener Vulkan zum Ausbruch gekommen, dessen explosive Kräfte die Erdoberfläche durchbrochen hatten. Eine Masse brennender Stoffe hatte sich durch die Bogen hindurch mit ungeheurer Kraft Bahn gebrochen und eine furchtbarere Eruption hervorgebracht, als sie bei einem Ausbruch über der Erdoberfläche möglich ist. Nach einer Stunde etwa sahen die Zuschauer sich eine dunkelbraune feste Masse von unregelmäßiger Gestalt auf den Wassern bilden, um die Basis der feurigen Säule herum. Die Geburt einer neuen Insel hatte begonnen. Lava und andere brennende Erdmassen hatten den Ozean von seinem Grunde aus angefüllt und tauchten nun allmählich aus den Wellen hervor, höher und höher sich in die Luft emporschwingend. Der Kapitän des „Albatros“ verbot seinen Leuten, näher an die Insel heranzugehen, weil die Eruption noch nicht ganz aufgehört hatte. Aber das amerikanische Schiff „Berry“, das nicht viel später des Weges kam, machte an der Insel Halt und eine Anzahl Offiziere und Matrosen landeten auf ihr. Sie gaben ihr den Namen Perryinsel und hielten auf ihr die amerikanische Flagge. Sie fanden die Oberfläche der Erde noch so unetraglich heiß, daß sie kaum darauf gehen konnten. Trotzdem hielten sie sich kurze Zeit auf dem neuerstandenen Boden auf. Der Vulkan war noch immer in Tätigkeit, ein dumpfes Rollen und Dröhnen verkündete noch die Unruhe der unterirdischen Elemente; aus der Mitte der Insel brachen Wolken von Dampf und Rauch hervor. Die Aleuten sind eine Stätte reger vulkanischer Tätigkeit und nicht weit von der Perryinsel sind in nicht allzu ferner Vergangenheit schon zwei andere Inseln auf ähnliche Weise entstanden. Es sind die beiden Boguslawinseln, von denen die ältere vor hundert Jahren und die jüngere 24 Jahre später entstanden, als die Aleuten noch nicht zu den Vereinigten Staaten, sondern zu Rußland gehörten. —

Humoristisches.

— Der neue Plutarch. Präsident Roosevelt erhielt dieser Tage ein Storchpaar zum Geschenk. Fündige Yankee verbreiteten sofort das Gerücht, die Störche seien ein Geschenk des deutschen Kaisers, und dadurch dem Präsidenten seine Sympathie für die Stellungnahme zur Volksvermehrungsfrage habe bekunden wollen.

„Rein, nein!“ sagte Teddy beim Eintreffen der Sendung. „Aus Berlin sind sie nicht! Sonst wären sie aus Marmor!“

— Im Aufstieg. Bernhard Dernburg: „Meine Herren, Sie können mich ruhig schon jetzt von Dernburg nennen.“ („Jugend“)

Notizen.

— Im „Lyceum-Klub“, Potsdamerstr. 118b, findet am Dienstag, den 6. November cr., abends 8 Uhr, ein Vortrag von Frau Agathe Wegeris-Gravestein aus Apeldoorn (Holland) über Watil, eine altjavanische Kunst, ihre Geschichte und ihre Verwendung für moderne Innenräume statt, dem sich eine Diskussion anschließen wird. Das javanische Ehepaar Fleischer-Wiemans wird sich hierauf über die Herstellung dieser Arbeiten ebenfalls eingehend äußern. In dem kunstgewerblichen Verkaufsraume findet gleichzeitig eine Ausstellung von Watils statt.

— Ein Hamlet-Jubiläum. Shakespeares „Hamlet“ erlebte am Montag, den 5. November, im Berliner Igl. Schauspielhause seine 300. Aufführung. Zum ersten Male wurde er am 2. Februar 1787 gegeben.

— „Die Sonnenprinzess“, ein Liebesdrama von Johanna Wolf-Friedberg wurde im Karlsruher Hoftheater beifällig aufgenommen.

— Whang in München. Ein historisches Festspiel: „Hohenstaufe und Wittelsbach“ von dem Gymnasialprofessor Meurad erlebte im Münchener Volkstheater seine Uraufführung. Dieser bayerische Widenbruch bleibt hinter seinem geschichtsklitternden Vorgänger noch beträchtlich zurück.

— Der Einakter von Felix Dörmann: „Das stärkere Geschlecht“ erzielte im Wiener kleinen Schauspielhause einen starken Erfolg.

— Ein weiblicher Oberregisseur, der erste seiner Art, wurde in der Pariser Opéra Comique angestellt.

— Das Mittelbild aus Segantinis gewaltigem Triptichon (dreiteiligem Gemälde) „Die Natur“ wurde um 200 000 Frank von einem französischen Fürsten gekauft. Es ist das Schicksal der größten Kunststücken unserer Zeit, von irgend einem Kapitalisten monopolisiert zu werden.

— Ruppung Billy, die älteste Lokomotive, deren Original im Londoner Kensington-Museum steht, wurde in getreuer Nachbildung dem im Werden begriffenen Deutschen Museum in München vom Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen gestiftet.